

Hohe Festversammlung

20 Jahre - gemessen am Alter dieser Universität, die 1815 gegründet wurde, mehr als 10 % - geprägt von einer Persönlichkeit, deren Dynamik wir vor wenigen Minuten erlebt haben. Die Inaugurationsrede von Prof. Skalicky am 21. November 1991 war ein Plädoyer für eine verantwortungsbewusste, autonome Universität, so wie wir Sie heute haben.

Die Technische Universität Wien ist ein altherwürdiges Haus, wenn man zurückblickt, eine moderne Forschungsuniversität mit hohem Anspruch an sich selbst, wenn man sie heute betrachtet.

Unsere institutionellen Wurzeln liegen im Bereich der militärischen und gewerblich-technischen Fachschulen, die in ganz Europa seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts entstanden. Hintergrund dieser Neugründungen war ein wachsender Bedarf der staatlichen Verwaltungen, des Militärs und der Wirtschaft an Fachkräften mit technisch-naturwissenschaftlicher Ausbildung.

Am 4. April 1805 erteilte Kaiser Franz II. der Studienhofkommission den Auftrag, ein Gutachten zur Frage der Errichtung eines polytechnischen Instituts in Wien auszuarbeiten und im März 1810 wurde Johann Joseph Prechtl mit der Ausarbeitung eines Organisations- und Studienplanes für eine solche Anstalt betraut.

Warum erzähle ich Ihnen dies? Weil Prechtl ein universitätsähnliches Institut mit Lehr- und Lernfreiheit für Professoren und Hörer angestrebte, nach dessen „Verfassung“ drei Aufgabenbereiche abgedeckt werden sollten, die noch heute unsere Kernaufgaben beschreiben:

1. die Funktion als technische Lehranstalt mit wissenschaftlichem Anspruch, für uns sind das heute Lehre und Forschung
2. die Aufgabe eines „Konservatoriums für Wissenschaften und Künste“, die Betreuung der technologischen Schausammlung haben wir schon vor vielen Jahren an das Technische Museum abgegeben und
3. das Ziel, als Verein zur Förderung der „Nationalindustrie“ zu wirken. Diese Aufgabe finden wir heute im Entwicklungsplan unter „Ausbau der Kooperation mit der Wirtschaft“.

Lehre, Forschung und im weitesten Sinne Innovation, das kommt uns bekannt vor. Das „knowledge triangle“ bereits strategisches Ziel im 19. Jahrhundert!

Die Hochschulentwicklung der letzten Jahre war und ist geprägt durch zwei wesentliche Schritte, der Implementierung des UG 2002 und der Bologna-Struktur. Beide bedeuteten für die österreichischen Universitäten Umstellungen von historischer Tragweite und wir alle wissen, der Bologna-Prozess ist noch nicht voll-ständig abgeschlossen.

Die Technische Universität Wien hat bereits frühzeitig die Chance erkannt, die der Bologna-Prozess bietet, die in der Verbesserung der Qualität der Studienangebote im Rahmen der Weiterentwicklung des europäischen Hochschulraums liegt. Bereits im Jahr 2006 wurde flächendeckend auf das Bachelor-Master System umgestellt. Prozesse dieser Dimension sind mit Problemen verbunden und bedürfen Nachjustierungen, allerdings sollten sich diese primär aus den Erfahrungswerten der Lehrenden, nicht durch permanente Änderung der gesetzlichen Rahmenbedingungen entwickeln. Die Qualität der Lehre definiert sich durch die Inhalte, das sollte bei allem Bedürfnis nach Kontrolle und Regelung nicht vergessen werden. Liegt es doch in unserem ureigenen Interesse, die Qualität der Ausbildung sicherzustellen, um die Wettbewerbsfähigkeit unserer Absolventinnen und Absolventen auf dem internationalen Arbeitsmarkt zu stärken. Wenn es dabei noch gelingt, die Studienzeiten zu optimieren, haben wir als Universität unsere Aufgabe gut gemacht. Damit wird aber auch deutlich, dass Qualitätsmanagement in der Lehre ein Kernelement der Autonomie der Universitäten und Qualitätssicherung unsere Aufgabe ist.

Die Technische Universität Wien als Österreichs größte Forschungs- und Bildungseinrichtung im naturwissenschaftlich-technischen Bereich ist in hohem Maße auch der Ingenieurausbildung verpflichtet. Wir sind in Österreich in der glücklichen Lage, ein außerordentlich ausdifferenziertes System der Ingenieurausbildung zu haben. Ich bin jedoch nicht sicher, ob wir die Chance, die darin liegt wirklich erkennen und nutzen. Gerade die Rolle von HTL, Fachhochschulen und Universitäten wird häufig sehr unreflektiert vermischt und es werden Phrasen geschaffen, die einerseits eine Form von Wettbewerb und andererseits eine Form von Gleichstellung vortäuschen. Beides gibt es jedoch in dieser Form tatsächlich nicht. Die TU Wien spricht sich bereits seit Jahren für den Ausbau des FH-Sektors aus. Dies ist durchaus nicht uneigennützig. Wir wissen, die österreichische klein- und mittelständische Industrie benötigt wesentlich mehr praxisorientiert ausgebildete Ingenieure, als wir zurzeit zur Verfügung haben. Genau darin liegt jedoch die Kernkompetenz der Fachhochschulen. Universitäre Ausbildung ist im Wesentlichen methodenorientiert und führt zu einer anderen Qualifikation. Dies ist wertfrei zu sehen. Ich bin der festen Überzeugung, dass die Diskussion um die Frage, ob Universitäten oder Fachhochschulen die „besseren“ Absolventen ausbilden, eine vollkommen überflüssige ist. Wir alle sollten daran arbeiten, die „Besten“ mit unseren Kernkompetenzen auszubilden und diese Kernkompetenz bildet an der Universität die forschungsgeleitete Lehre. Letztlich hängt die Durchlässigkeit der Systeme einzig und allein von der Qualität der Ausbildung ab.

Ebenfalls im Zuge der Entwicklung des Bologna-Prozesses ist eine Tendenz in Richtung strukturierter Angebote der Doktoratsausbildung beobachtbar. Auch hier ist die Bandbreite in der Umsetzung entsprechend breit. An der TU Wien gibt es ein klares Commitment zur Dissertation, der ersten selbstständigen wissenschaftlichen Arbeit, die den Schwerpunkt der Doktoratsausbildung bildet. Dies muss nicht im Widerspruch zur strukturierten Doktoratsausbildung stehen, wie die derzeit aktiven Doktoratskollegs, die entweder über intern oder extern erworbene kompetitive Projektmittel finanziert werden, zeigen.

Die Technische Universität Wien ist eine Forschungsuniversität. Dieses, unser Selbstverständnis, war und ist prägend für die Forschungsentwicklung im Haus. Wir bekennen uns zur Profilbildung, allerdings darf dieser Prozess nicht zur geistigen Verarmung führen. Unsere Stärke als Technische Universität liegt in der Chance zur Verbindung von Grundlagen- und anwendungsorientierter Forschung. Diese leben wir und diese spiegelt sich auch in unseren Forschungsschwerpunkten wieder. Die fachübergreifende Schwerpunktsentwicklung verstehen wir als Chance und Herausforderung. Bei aller Profilierung dürfen wir jedoch nicht vergessen, dass Neues häufig dort entsteht, wo wir es am wenigsten erwarten. „Entwickeln“ in der Wissenschaftssprache bedeutet, sich entfalten, bedeutet auch ein stufenweises Herausbilden, und unsere Aufgabe ist es, dies nicht nur zuzulassen, sondern zu fördern. Selbstverständlich ist Forschung ein Bottom-up Prozess, unsere Aufgabe kann nur darin bestehen, entsprechende Rahmenbedingungen zu schaffen und damit auch in gewissem Umfang zu steuern. Dies ist aber auch gleichzeitig der Spagat, in dem wir uns befinden: Den Forderungen unseres Eigentümers nach Profilbildung nachzukommen, wobei offensichtlich recht unterschiedliche Vorstellungen darüber herrschen, was Profilbildung bedeutet, gleichzeitig aber auch genügend Freiraum für Neugier getriebene Forschung zu erhalten. Gerade Letzteres ist in Österreich, wenn überhaupt, nur noch an Universitäten und am ISTA möglich. Unser gerade in der Grundlagenforschung etabliertes kompetitives Forschungsmittelvergabesystem mit qualitativ anspruchsvollen Evaluationsverfahren Risikominimierung der Finanzierung gelangt hier an seine natürlichen Grenzen.

Parallel zu den organisatorischen Änderungen des Universitätssystems, änderte sich auch das Forschungsfinanzierungssystem in Österreich, weg von allgemeinen Dotationen zu projektorientierter Förderung und zum kompetitiven Wettbewerb um Forschungsmittel. Drittmittel sind damit ein wesentliches Element der Forschungsfinanzierung geworden, realistisch gesprochen müsste man eigentlich von „Forschungsteilfinanzierung“ sprechen. Hier liegt noch ein hartes Stück Arbeit vor uns, es gilt ein Kostenbewusstsein für Forschungsleistungen von Universitäten zu erarbeiten.

Die Rahmenbedingungen, unter denen eine Universität arbeiten muss, bestimmen natürlich ihre Leistungsfähigkeit. Dies gilt insbesondere für die finanziellen Rahmenbedingungen. Es ist illusorisch anzunehmen, dass Technische Universitäten, die sogenannte „kostengünstige“, weil forschungsinfrastruktur-arme, Fachrichtungen nicht haben, trotz permanenter Unterfinanzierung arbeitsfähig geschweige denn international wettbewerbsfähig sind. Die TU Wien hat in den letzten Jahren mutige Schritte gesetzt, bezogen auf unser derzeitiges Finanzergebnis offensichtlich zu mutige. Dies ist aber nicht gleichbedeutend mit nicht sinnvoll.

Bauvorhaben, die wie im Falle der Technischen Chemie trotz eklatanter sicherheitstechnischer Mängel über 10 Jahre und mehr unrealisiert blieben oder die Zusammenführung des Maschinenbaus, deren Pläne mit der 200jahrfeier der TU fast 100jähriges Planungsjubiläum feiern, umzusetzen, bedeutet mittelfristig für alle Fachbereiche der TU eine Entwicklung weg von historisch gewachsenen zu dann räumlich möglichen, inhaltlich sinnvollen Arbeitsgruppen-, Instituts-, Lehr- und Lernstrukturen. Erst dieser Prozess wird es uns ermöglichen, die immer wieder beschworenen „Synergiepotenziale“ wirklich zu nutzen.

Programme wie LI:ON, mit denen im Jahr 2007 begonnen wurde, Geräte die älter als 20 Jahre waren auszutauschen, führten zu modernen Forschungsinfrastrukturen, die uns erst erlauben, über internationale Wettbewerbsfähigkeit nachzudenken und die uns als Universität auch interessant machen für Spitzenwissenschaftler aus aller Welt. Ohne die Möglichkeit der Investition in Forschungsinfrastruktur werden wir von internationaler Wettbewerbsfähigkeit nur träumen können.

Wir alle wissen, Forschung orientiert sich nicht an lokalen oder nationalen Grenzen, sondern ist ein globaler Prozess. Die Technische Universität Wien ist international hervorragend vernetzt, was sich u.a. auch in der Vielzahl der heute anwesenden internationalen Gäste äußert, denen ich an dieser Stelle ganz besonders herzlich für Ihr Kommen danken möchte. Mir ist durchaus bewusst, dass dieses Netzwerk für die Forscherinnen und Forscher der TU Wien eine große Chance bietet und wir werden es auch in Zukunft weiter pflegen und strategisch im Sinne der forschungsgeleiteten Lehre entwickeln.

„Kooperation“ und „Synergie“ sind zwei Worte, die wir zurzeit sehr häufig hören. Wir Universitäten sollen miteinander, mit Fachhochschulen und Unternehmen kooperieren, sollen unser Synergien besser nutzen, aber mit welchem Ziel? Zum Selbstzweck? „Qualität von Lehre und Forschung“ ist aus der derzeitigen Diskussion nahezu verschwunden. Dabei ist die Sicherstellung gerade dieser unsere wichtigste Aufgabe und wenn Kooperationen und Synergien dieser dienlich sind, werden sie zur ureigenen Aufgabe der Universitäten und ihrer Kooperationspartner. Es ist eine Illusion anzunehmen, dass Exzellenz dadurch erreicht wird, dass Finanzierung ausschließlich an Kooperation gebunden wird, damit schafft man nur „Beutegemeinschaften“. Dass Kooperationen zum gegenseitigen Nutzen sinnvoll, nützlich und notwendig sind, steht dabei außer Diskussion, selbstverständlich ist das so. Natürlich wissen wir alle, dass es in Wahrheit darum aber gar nicht geht, sondern dass hier die Hoffnung besteht, kurzfristig zu beträchtlichen Einsparungen zu kommen. Wodurch diese Hoffnung genährt wird, ist schwer nachzuvollziehen, zeigen doch gerade die derzeit erfolgreichen Kooperations-Pilotprojekte, dass dem nicht so ist.

Kooperationspartner der TU Wien sind nicht nur Universitäten und Forschungseinrichtungen, sondern natürlich auch die Unternehmen. Dies spiegelt sich plakativ im Anteil der kooperativen Forschung am gesamten Drittmittelaufkommen, der ca. 50 % beträgt, wider. Mit der Entwicklung ihrer Forschungsstrategie hat die TU Wien auch eine Kooperationsstrategie entwickelt, die in Richtung langfristiger strategischer Partnerschaften orientiert ist. Diese Partnerschaften dienen nicht nur der Entwicklung der anwendungsorientierten Forschung, sondern befruchten darüber hinaus ebenfalls die Grundlagenforschung, sodass auch hier die Synergien unserer Forschungskompetenz fruchtbringend genutzt werden. Wir alle wissen, vom Forschungsergebnis zur Innovation ist ein weiter Weg und dafür braucht es natürlich auch Geld, was aber für uns genauso wichtig ist, kompetente Kooperationspartner und diese finden wir ebenfalls in unseren Partnerunternehmen.

Lehre, Forschung und Innovation: Kernaufgaben und Kernkompetenzen der TU Wien, umgesetzt in einem attraktiven Forschungsumfeld, das letztlich durch die Menschen, die Forscherinnen und Forscher sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Serviceeinrichtungen, und durch die Forschungsinfrastrukturen gebildet wird. Die Erhaltung und Entwicklung dieses Forschungsumfeldes ist die Voraussetzung für Exzellenz in Forschung und Lehre und damit internationale Wettbewerbsfähigkeit.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Sabine Seidler
Rektorin der Technischen Universität Wien